

# Unterhaltungsbeilage

## der „Saale-Zeitung“

Nr. 78

Freitag, den 12. September

1919

### Der rote Kerker.

Roman von Richard Foltz.

(26. Fortsetzung.)

„Ich danke dir, Hermann, aber zu einer solchen Theaterkomödie bin ich nicht romantisch genug veranlagt. Außerdem fehlt dafür eine notwendige Voraussetzung: Ich habe nicht im geringsten die Empfindung, daß ich gegen meinen Bruder Rabe-Christoph unredig gehandelt hätte. Ich hasse ihn — weshalb, ist meine Sache! Dieser Haß aber trübt mir weder Blick noch Urteil. Mir macht er mit dem phantastischen Wahn, daß ich nicht vor dem ich kenne ihn — nun, tu man jemand kennt, den man fast ein Menschenalter ungedacht und seit zehn Jahren gehaßt hat. Er ist unbeschuldig und unwürdig, hier einmal an meiner Stelle zu stehen, und da ich die eingetragene Güter dieses Hauses bin, so habe ich danach getrachtet, ihn unbeschädigt zu machen. Es ist mir nicht gelungen, vielleicht, weil ich nicht fähig genug zu Werke gegangen bin, im entscheidenden Augenblicke gerade ich der Haß mit mir durchgegangen. Das tut mir leid, und ich muß mich damit abfinden. Jetzt aber ist's genug davon. Mit meinem Willen wird der Name meines Bruders hier in diesem Hause nicht mehr genannt werden, bis zu dem Tage, an dem er das Recht hat, hier als Herr einzutreten! ...“

Die junge Frau hatte die Hand nicht lassen. Ueber ihr Gesicht lag ein geringfügiges Lächeln. „Unschuldig, Rabe-Heinrich, ich habe dich überschätzt. Und der Augenblick für eine Bitte ist vielleicht schlecht gewählt, aber die Zeit drängt, ich muß nach Stuttgart Antwort schreiben. Meine jüngste Schwester hat sich in schwerer Herzensnot auf der Veröffentlichung ihrer Verlobung eine Bedenkzeit ausgebeten, und möchte ein paar Wochen zu mir. Um lästigen Fragen aus dem Wege zu gehen und sich selbst durch eine längere Zeit der Trennung in ihrem liebsten Gesetze zu prüfen. Also da wollte ich dich bitten, ob du es erlaubst, daß sie diese Zeit bei mir und in diesem Hause verbringen darf.“

Der Graf hatte gerührt und nur mit halbem Ohre zugehört.

„Selbstverständlich und ja, natürlich. Weshalb fragst du da überhaupt erst nach ...“ Er brach ab und wandte sich um: „Hermann, jetzt die Wahrheit! Hinter dieser Bitte steht noch etwas anderes!“

Die junge Frau sah ihn furchtlos in die Augen. „Wenn du es wissen willst! Ja! Der brennende Wunsch, in den wenigen Tagen, die ich noch vor mir habe, ein paar Menschen, die meinem Herzen nahe stehen, glücklich zu machen.“

„Ein bißchen deutlicher, bitte, Hermann. Ich verstehe dich nicht recht auf Kästelraten. Willst du deinen Einfluß aufbieten, um deine Schwester Erika ihrem Bestimmung wieder zuzuführen?“

Die junge Frau schüttelte lächelnd mit dem Kopfe. „Nein! Ich gedenke sie deinem Bruder Rabe-Christoph zu übergeben. Sie hat ihn lieb, ihn aber glaube ich genug zu kennen, um gestrosen Herzens ihm mein Bestes anzutruhen.“

Der Graf war zurückgekommen, als hätte er einen Stoß gegen die Brust bekommen. Er griff sich mit der Hand in den Kragen und sein Atem ging schwer.

„Dann hat du ihm auch das Geld gegeben, sich auf Dembins gegen meinen Willen zu halten?“

„Wohin hätte ich das wohl nehmen sollen, Rabe-Heinrich? Du weißt doch selbst am besten, wie arm die Ellwinger sind! Aber eines will ich dir nicht verhehlen: Hätte ich's gehabt, ich hätte's ihm gegeben!“

„Ich denke, du bist doch noch immer meine Frau, Hermann?“

„Nicht mehr lange genug, mein Lieber, um nicht in dieser Frage meinen eigenen Weg zu gehen!“

„Ich verleihe dir, Erika flehe kommen zu lassen!“

„Das kannst du nicht. Du kannst ihr die Aufnahme in deinem Hause verweigern, das ist alles. Ich werde ihr denn eine andere Unterkunft besorgen müssen, ihr — und mir!“

„Ich werde an deinen Vater schreiben und ihm meine Pläne mitteilen!“

„Das wäre unnütze Mühe, denn er kennt sie und billigt sie!“

Der Graf trat einen Schritt näher, seine Augen flammten. „Und diese Verhinderung hast du hinter meinem Rücken angezettelt? Bist als meine Feindin und mit dem Berrat im Herzen neben mir hergegangen all die Zeit?“

Die junge Frau war aufsteigend ganz ruhig geblieben, nur ihre feinen Lippen flügel bebten.

„Rabe-Heinrich, wozu die patetischen Worte für ein so nächteres Verhältnis, wie es unsere Ehe ist? Du hast mich geheiratet, um aus Landesgenüß und ebenbürtiger Verbindung einen Erben zu haben. Dein Herz gehörte einem anderen, und die hast du so sehr geliebt, daß du um sie alles daran geben wolltest, was heute dein Stolz und dein Ehrgefühl ist. Unterließ mich nicht, ich weiß es! Stillest mir nicht den Brief deines vertrauten Freundes in die Hand geben sollen — darin hat es gestanden. Für mich aber war es nur eine Bestätigung von rückwärts her, eine Erklärung für manches, was ich empfunden und geahnt hatte, mir aber nur nicht zu deuten wußte. Entsetzt um dich noch auf unser erstes Jahr, wenn ich zuweilen abends zu dir geschlüpft kam in dein Zimmer, weil mich die Sehnsucht trieb, du aber ich nicht wieder hinaus, weil du noch zu arbeiten hättest? ... Und in deinem Gesicht stand ein ganz strender Zug, als wenn du vor meinen Verlobungen einen Widerwillen empfunden hättest? Jetzt hab' ich die Erklärung, aber damals zermarterte ich in dem Kopf, ob ich nicht irgendwas verhehlt hätte in meinem unbedachten Sinn, denn ich war damals ja jung und leicht, bildete mir ein, ich brauchte in diesem finsternen alten Hause nicht das Sagen zu verlernen ... Und dann viel früher erst, kam der Tag, an dem ich erkannte, dem großen Gartenfest beim Tanzen den Wunsch bekam, ihr trug mich auf mein Knie — ja, da hätte ich mit dem Vrat in ein anderes Zimmer gehen! Aber ihr glaubst wohl, ich hätte und sähe euch nicht. Der Vrat lästerte die zu: „Glaubt, eine unmittelbare Lebensgefahr ist ja nicht vorhanden, aber mit ihren Hoffnungen ist es vorbei!“ ... Siehst du, Rabe-Heinrich, damals hättest du dich mehr zusammennehmen sollen, denn damals wurde ich deine Feindin. In der Stunde! Also wenn du heute von Feindschaft sprichst, so hast du recht, und du selbst trügst an ihr die Schuld. Aber Berrat? ... Berraten kann man doch nur, wo man zu lieben verpflichtet ist, oder was einen selbst die Treue gebietet hat! ...“

Der Graf lächelte kalt und schneidend auf.

„Du hast scharfe Augen gehabt, Hermann! Und nicht wahr, so du so offen bist, darf ich wohl Gleiches mit Gleichem vergelten? Du hast mir einmal gesagt, du wottest dich von mir scheiden lassen. Nach dem, was du mir jetzt eben gesagt hast, tut es mir leid, daß ich auf diesen Vorschlag nicht eingegangen bin! Und um endlich Schluss zu machen: Ich verleihe dir, deine Schwester Erika in diesem Hause aufzunehmen. Ich verleihe es dir ganz ausdrücklich, denn ich habe keine Lust ... also er hat mir zu viel Glück, der junge Herr! Die Herzen fliegen ihm nur so zu, er braucht kaum die Hand danach auszustrecken. Das habe ich einmal durchgemacht, und es genügt mir. Ich möchte nicht zum zweiten Male daneben stehen und ihn um sein Glück beneiden!“ ... Er wandte sich ab, um zur Tür zu gehen, aber ein jäher Laut ließ ihn mitten im Wege innehalten.

„Dann wünschst du mich“, hatte seine Frau gesagt, dann aber war eine Pause gekommen, und gleich darauf ein gewöhnlicher Hauch, den er schon einmal in seinem Leben

im Forste der heifere Ruf einer Eule und der schwarze Hans, denn er war der nächste Wanderer, der mit einem schweren Rucksack eben um den Wehlfelsen in die gegen kirchlich stehende Wald bewachene Berggründe bog, suchte unwillkürlich bei dem Rufe des unheimlichen Nachtvogels zusammen.

Ein zweitesmal, diesmal ganz in der Nähe ertönte der Schrei der Eule; nun aber wußte Hans mit einem lächerlichen Fluche mehrere Schritte zurück, denn sein scharfes Ohr hatte jetzt erkannt, daß keine wirkliche Eule diesen Ruf ausgehoben. Schon aber blühten Gewehrkläufe auf und zu beiden Seiten des Steiges sprangen ein halbes Duzend Grenzwächter aus dem Wald.

„Halt! Im Namen des Gesetzes!“

Der schwarze Hans verlor die Fassung nicht; während die Besatzen dem Geschrei loszulaufen suchten, hatte er seinen Stutzen, den er stets bei sich trug, an die Wangen gestützt. Donnernd trachte der Schuß in die Nachtstille hinein und der nächststehende Grenzer sank mit einem dumpfen Aufschrei zurück. Wieder Hans den zweiten Schuß aus seiner Doppelflinte abgeben konnte, trachten drei, die Schüsse zu gleicher Zeit und eine der Kugeln traf ihr Ziel. Der Schmutzger taumelte, drehte sich im Kreise und fiel schwer auf den schmalen Weg. In kaum fünf Minuten hatte sich dieses blutige Drama im Schmelzen der Bergnacht abgepielt. Die Grenzbesatzen sorgten sich zuerst um ihren verwundeten Kameraden, dann erst wendeten sie sich dem Schmutzger zu, in dem sie zu ihrem Schrecken den schwarzen Hans erkannten. Er war tot. Die Kugel war in den Hals gedrungen und hatte die Schlagader durchbohrt.

Auf rasch zusammengekommenen Bahnen wurde der Schwerverletzte und der Tote ins Dorf hinausgetragen.

Doch gingen die Wogen der Erregung in Richtung dem kleinen Bergdorf, ob dieses noch nie dagewesenen Ereignisses, und nur der Umstand, daß der schwarze Hans keine Sympathien genoss, verhielt einen folgenschweren Konflikt zwischen den Grenzern und den Dorfbewohnern.

Wald sprach es sich herum, daß der Jähzorn von irgend einer unbekanntem Seite der Schleicherei im Rechenwald betrogen worden sei. Man sann und stellte Vermutungen an, kam aber der Wahrheit nicht nahe, denn niemand konnte ahnen, daß der schwarze Hans die Fülle, in die er gegangen war, selbst und zwar für seinen Bruder gestellt hatte. Er irrte sich im Datum, der Montag und nicht der Dienstag war der Tag, an dem die Grenzer am Montagfrüh die Karte erhielten, folgten sie in dieser Nacht der gegebenen Weisung.

„Es ist möglich, daß wir genarrt werden“ meinte der Kommandant der Abteilung, „oft wurden aber solche anonyme Anzeigen von Raubgehirn, Eifersucht und dergleichen Geschehen diktiert.“

Sie gingen und erwischten unbedeutend im schwarzen Hans den Schmutzgerkönig von Richtung, der sorglos in die Grube ging, die sein verräterisches Herz seinem eigenen Bruder zu graben vermeinte. Ein halbes Jahr später war auf dem Weiserhof Hochzeit. Sepp führte die schmutze Annemarie auf dem Holzschuh heim.

### Bunte Zeitung.

Zu Begeisterung geateter Lederbissen. Der Fleischmangel der letzten Jahre hat zwar Kaninchen, Anrühcheln, Kosen und Wiesmuschel zu nie geachteten Ehren verholfen; es ist ihm aber nicht gelungen, ein Gericht wieder auf unsere Tafel zu bringen, das im Altertum als größter Lederbissen galt, nämlich den „Eiebenschlüssel“ oder Wils (Eis Wils B.). Solowidow, der diesem Bewohner unserer Wälder im „Prometheus“ einen längeren Artikel widmet, erzählt, daß der Eiebenschlüssel, ein dem Götterreich verwandtes Nagetier, noch jetzt in ganz Mitteleuropa, besonders in den österrödischen Alpenländern angetroffen ist. Seinen Namen verdankt es dem Umstand, daß es tatsächlich jedes bis sieben Monate im Winter schlafend verbringt, seinen kaltnarben auf dagegen seiner natürlichen Nahrungsfähigkeit, die von den reichen Feinschmeckern des alten Rom geradezu als Sport betrieben wurde. Einer trachtete den anderen durch Größe, Schwere und Fettreichtum des von ihm auf die Tafel gebrachten Eiebenschlüsslers zu überbieten, und es wird mitgeteilt, daß zu diesem Zweck bei Beginn des Herbstes sogar das Gewicht der Tiere durch die Waage festgestellt wurde. Barro, ein Schriftsteller des letzten vorchristlichen Jahrhunderts, hat uns die genaue Beschreibung einer Manuskript für Wilschlüssel. Ähnlich artete dieser August decazzig aus, daß im Jahre 78 v. Chr. die 12 Gemilia erlassen wurde.

die dieser Schlemmeret und ihren Auswüchsen Steuern sollte. der Erfolg soll jedoch sehr fraglich gewesen sein. Seitdem ist der Eiebenschlüssel von der Tafel des Kulturmenschen verschwunden, nur Eschabi erzählt in seinem Erleben der Alpenwelt, daß in Tessin sein Fleisch auch jetzt noch hoch geschätzt wird.

Manne für alle hat die Erde. Nicht nur in Deutschland warnen die Stadtverwaltungen vor Jugug. Gleiche und zum Teil noch größere Ueberfüllung der Städte herrscht auch in Frankreich, England, den Vereinigten Staaten und Rußland. Die Wohnungsnotlage ist heute ein internationales Uebel. Da ist man leicht geneigt, anzunehmen, daß die Erde zu klein geworden sei, für die Menge ihrer Bewohner. Dennoch wäre eine solche Annahme gänzlich falsch. Noch immer bietet unser Planet der Menschheit unermesslich größeren Raum, als sie ausnützen kann. Während dem dem Bewußtsein seiner Verdienste erfüllten Menschen die Erde zu klein und zu beschränkt erscheint, nachdem er sie in allen ihren Teilen erschöpft und sich mit den Mitteln seines Wissens untertan gemacht hat, nimmt in Wirklichkeit die ganze Menschheit auf der Erde einen größeren Raum ein als ein Mitrobenherd in einem menschlichen Organismus. Australien beispielsweise hat eine Ausdehnung, die fünfzigmal so groß ist wie die Englands. Um aber alle Australier auf einer Fläche unterzubringen, würde gemäß einem selbigen Zahlenvergleich der englischen Bevölkerung, „Kelo-Melo“ das Ureal der Wälder der Londoner Vorstadt Kensington ausreichen. Bequem würden sie es ja gerade nicht haben, und mühten Elbogen an Elbogen stehen; immerhin aber könnten sie in diesen Wäldern alleamt aufgestellt werden. Obwohl Kanada einige dreißigmal größer ist als die Weltischen Inseln, würde der Londoner Hyde-Park die ganze in Kanada lebende Menschheit beherbergen können. Englands indische Untertanen schätzt man auf 315 Millionen, die eine Oberfläche von 1700 000 Quadratkilometern bewohnen; nebeneinander aufgestellt könnte man sie auf einer Fläche von fünfzig Quadratkilometern, mithin etwa auf der Hälfte des Groß-Londoner Weichlöses. Doch ausfallender erscheint die Tatsache, daß die Gesamtwahlung des englischen Weltreichs, etwa ein Viertel der Menschheit, auf der Insel Wight untergebracht werden könnten. Die ganze Bevölkerung von der Erde hätte man auf der Insel Man verpacken, die nur 60 000 Bewohner zählt. — Mit dem Unterbringen der Menschen allein ist es freilich nicht getan; denn sie lassen sich nicht einpflanzen wie Heringslaare. Der Mensch braucht um leben zu können, nicht nur Licht, Luft, sondern auch Nahrung, und wenn man das berücksichtigt, so stellt sich das Problem schon etwas anders dar. Darin freilich hat der englische Statistiker recht, daß Raum für alle die Erde hat, selbst wenn sich das Menschengeschlecht verdreifachen würde.

### Literatur.

Zur Verstaatlichung des Feuerversicherungswesens. In dem Verlage des Verbandes öffentlicher Feuerversicherungsanstalten in Deutschland ist als 2. Schritt über die Sozialisierung des Versicherungswesens eine Arbeit des Herrn Prof. Dr. jur. Gerhard Wörner, Berlin, erschienen. Der Verfasser erörtert in seiner neuesten Schrift einleitend das Verhältnis des Verstaatlichungsproblems zum Marx'schen Sozialismus und zum Staatssozialismus und beleuchtet damit eine bislang vernachlässigte Seite der Frage.

Dr. M. Stoll, Natfische für Aufstellungskunstige. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin S. 11. — Die Schrift gibt im ersten Teil eine durch Abbildungen unterstützte, leichtverständliche und auf die Selbsthilfe des Anstellers Bedacht nehmende Anleitung für die zweckmäßigsten vereinfachten Bauweisen.

Auswanderungslustige. Die Reichregierung rednet mit dem geradezu explosiven Ausdruck einer Auswanderungslust, da bei der erheblichen Bevölkerung Deutschlands und den erschwerten Lebensbedingungen der Industrie viele Tausende ihr Fortkommen in Deutschland nicht mehr finden zu können glauben. Um nun die Auswanderungslustigen vor unüberlegten Schritten zu bewahren und ihnen mit zuverlässiger Ratfische an die Hand zu gehen, erscheint im Volkverlag für Politik und Verkehr in Stuttgart ein sehr nützliches Buch: „Der Auswanderer.“

In beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Dr. Ulrichstr. 65 Fernruf 5204.



gehört hatte. Da sprach er zu, um sie aufzufangen, denn sie  
schickte mit den ausgebreiteten Händen nach einer Stütze.  
Ihr Gesicht war weiß wie ein Leinwand, nur von den fest  
zusammengeschlossenen Lippen zogen sich zwei feine rote Fäden  
an den Mundwinkeln hinab.  
„Gernance, um Gottes willen, Gernance, weshalb mußt  
du mich auch so maßlos herausfordern?“ ... Er hielt  
sie in seinen Armen und spürte ihr in sich aufsteigender  
Kraft ins Gesicht. Als aber dort sich nichts regte, brach  
ein lautes Aufschreien aus seiner Brust und erschütterte  
seinen ganzen mächtigen Körper.  
„Um Gottes willen, ja um Gottes willen ... Herr Gott,  
himmlischer Vater, straf mich nicht so, denn das hab' ich  
nicht gewollt!“ Auf dem Korridor, den er sie entlang trug,  
schlug sie matt die Augen auf und winkte ihm, er sollte  
sich näher herunterbeugen. Und wie ein Hauch kam es  
von ihren Lippen: „Weshalb klagst du denn jetzt so, Heinz?  
Du bist ja endlich frei!“

Der Graf hatte selbst den Arzt aus Allenberg geholt  
und das kostbare Bergespann ungarischer Zügel, den Stolz  
und die Fierde des Jablonowitzer Stalles, dabei zu Schanden  
geföhren. Als wenn er dem Tod, der auf seinen Schölen  
und das alte Haus schlich, den Weg hätte absperrn können,  
so war er geföhren, bis die vier Säule kurz vor dem Hofe  
in Schritt fielen und weder durch Lauf noch Schritte mehr  
ansutreiben waren. Dreizehnmal Wellen in knapp vierzig  
Minuten - sie hatten auf dieser rasenden Fahrt ihr Bestes  
bergeben. Ihre Kranken stiegen und vor den Kistern  
sahen ihnen blutig geärbter Schaum. Der Graf aber ahnete  
nie auf, noch war es nicht zu spät. Da dem hohen Fahnen-  
hinanzogte, fatterte das Tuch mit dem Raben im roten  
Feld, noch an der Spitze. Da wandte er sich auf dem  
Bodensteig um: „Doktor, ein Vermögen, wenn Sie mit meine  
Frau retten!“

Und jetzt stand er in dem kleinen Landwirt und horchte  
auf jeden Laut, der durch die nur angeleuchtete Tür aus dem  
Rezeptionsraum kam. Und so oft das leise Schließen an sein  
Ohr drang, schüttelte es ihn wie ein Fieberfrost. Tausendmal  
hatte er in seinem harten Sinn der Frau da drinnen  
den Tod gewünscht, denn ihr Leben war nutzlos, und sie  
stand als ein Hindernis vor dem Ziele seiner ehelichen  
Pläne. Und jetzt, wo der so oft geladene Gast den Fuß  
auf die Schwelle setzte, sammelte er Gebete und Gebilde,  
um ihm den Eintritt zu wehren. Und ein Wort verfolgte  
ihn unablässig, das er irgendwo am heutigen Tage gehört  
hatte: Bietelicht, wenn wir zur rechten Zeit die Liebe ge-  
funden hätten, daß dann alles anders gekommen wäre ...

Der Arzt kam aus dem Krankenzimmer und schloß leise  
hinter sich die Tür.  
„Nun, Herr Doktor? Aber die Wahrheit!“  
„Ja dann, Erlaubt ... Also fangen Sie an, von Ihrer  
Frau Gemahlin so langsam Abschied zu nehmen, es geht  
auf's Ende. Wie lange es dauern kann, vermag ich nicht zu  
sagen, vielleicht nur noch Stunden, vielleicht aber auch Tage  
und Wochen. Ihre Frau Gemahlin muß einen sehr starken  
Willen zum Leben besitzen, denn es ist geradezu ein Wunder,  
daß sie sich mit diesem fieschen Körper so lange aufrecht er-  
halten hat. Die Katastrophe ist durch die gebaute Aufregung  
natürlich beschleunigt worden, aber über kurz oder lang  
wäre sie so nie so gekommen.“

Der Graf legte ihm die Hand auf die Schulter und  
schüttelte ihn in sich ausbrechendem Schmerz.  
„Doktor, Sie müssen helfen! Die Frau darf nicht sterben!“  
„Ja, Erlaubt, und wenn Sie alle Kräfte der Welt zu-  
sammenschützen wollten, sie würden Ihnen das selbe sagen.  
Wir können wohl die letzten Schmerzens Linern, aber wenn  
der Tod an einem Lager steht, müssen wir uns mit unserer  
Kunst befassen.“

Da ließ der Graf den Kopf auf die Brust sinken und  
stöhnte laut auf. Der Arzt aber sah ihn erst wenig ver-  
wundert an. „Nach allem, was man wußte, war die gräßliche  
Ehe doch wenig glücklich gewesen? Die beiden Menschen  
lebten gewissermaßen nur so nebeneinander her, und jetzt  
brach der Mann da vor Schmerz fast zusammen?“ ... Aber  
freilich der Tod. Der wendte manchmal längst Begrabenes  
wieder auf!

Zu die Krankenstube war das laute Schließen gedrungen.  
Die junge Frau hob das nachgiebige Gesicht aus den Kissen.  
„Mama?“  
„Um Gottes willen, Gernance, der Arzt hat die jedes  
Wort verboten!“  
„Wir kann niemand mehr etwas verbieten, Mama. Was

ich darf oder nicht, weiß ich besser als jeder Arzt. Ich  
habe auch alle geföhrt, mein Körper war schon längst  
gestorben, nur mein Wille lebte noch. Und dieser Wille wird  
vorhalten, bis ich an meinem Ziele bin. Also sag meinem  
Mann, er soll sich keine Vorwürfe machen, ich trage allein  
die Schuld. Und frage ihn, ob er jetzt meine Bitte er-  
füllen will. Ich möchte in meiner letzten Stunde gerne die  
Hand meiner jüngsten Schwester in der meinen halten. Ich  
glaube, ich werde leichter, wenn ich sie glücklich weiß ...

Da beugte sich die alte Dame hinab und küßte sie leise  
auf die Stirn. Aus ihren Augen aber fielen zwei heiße  
Tränen auf das weiße Gesicht. — — —

IX.

In der Wohnstube des Verwaltungsaufes zu Dembina  
brannte über dem weißen Tischglobe die große Hängelampe.  
Draußen trieb der Regen gegen die Fensterhebeln, der stoß-  
weis wehende Wind warf zuweilen ganze Balken voll Wasser  
über das niedrige Haus, drinnen aber war es warm und  
gemütlich. Der Samowar auf dem Tisch sumpte leise, und  
der gewaltige Kachelofen in der Ecke strömte eine gelinde  
Wärme aus. Nach der alten österreichischen Regel: Vor  
Pfingsten sollst du nicht aufbrechen zu gehen.

Mutter Kramer sah auf den Dienstank mit dem abend-  
lichen Stricktrumpf in den Händen, stridte ein paar Runden  
und nicht dazwischen mal ab und zu einen Augenblick lang  
ein, denn sie hatte ein reichliches Zageverhöl hinter sich. Die  
beiden Herren rauchten ihre Zigarren und sprachen über Wirt-  
schaftsdingen. Was der abgewandene Tag so gebracht hatte,  
und was der kommende bringen würde. Und fast immer,  
sah sich ein Punkt, an dem der alte Kramer eine aus-  
sichtslosere Betrachtung anstellen konnte, sich junger Here  
aber hörte zu, ließ sich belehren und tat von Zeit zu Zeit  
eine Frage, die von Eifer und Verständnis zeugte. Es  
war eine rechte Freude, einen solchen Schüler in die Schatz-  
kammer eines Wissens und Könnens zu führen, in der  
die Erfahrungen eines ganzen Menschenlebens aufgespeichert  
lagen, und über manche Fragen konnte man sich mit ihm  
schon unterhalten wie mit einem richtig ausgebildeten Land-  
wirt. Was man ihm einmal ordentlich vorgetragen hatte,  
das blieb sitzen, denn er war mit seinem Gebotenen dabei,  
sie irgendwo anders spazierenzugehen zu lassen, wie es sonst  
wohl die Lehrlinge taten. Man erzählte ihnen von künst-  
lichen Dingen, wie man den Boden studieren mußte, um  
wohl die Lehrlinge taten. Man erzählte ihnen von künst-  
herauszufinden, nach welchen Stoffen er hungert sei, sie aber  
dachten dabei vielleicht an ein Mädel, das sie am letzten  
Sonntag im Tanze gesöhnt hatten! Da war sein junger  
Herr anders, den hätte er als Bekrperzung nach einjährigem  
Kurkurs getrost als fertigen Landwirt entlassen können. Und  
wenn er in den ersten Tagen wohl zuweilen geweltet hatte,  
ob der an den Tag gelegte Eifer auch vorhalten würde  
— heute war er darüber überzeugt. Wer so stetig seine  
Pflicht tat, wem die Arbeit auf seiner heimlichen Scholle  
eine solche Freude machte, der war gesund geworden und  
blieb treu. In solchen Wendungen war der alte Kramer mit  
den Plänen, die seine Frau mit der Frau Cecälin in Jablo-  
nowo span, sehr wenig zufrieden. Ihm schien es, als  
würde die „süße Medizin“ gar nicht mehr nötig, und wenn  
aber kurz oder lang hier eine junge Frau ins Haus kam,  
dann hätte der Befehung Befehung zu tun, als neben seinem  
alten Verwalter zu sitzen und sich die Siebenjahresverpflichtung  
erklären zu lassen. Er brach seinen Kurkurs in der Mitte  
ab, hatt ihm ordnungsmäßig zu Ende zu führen bis zur  
Zeit der Ernte, und blieb auf diese Weise wohl in der  
Geimat, aber doch nur ein halber Landwirt. An so etwas  
aber dachte die Weiber natürlich nicht! Wenn die vier  
Tuppeln konnten! Und ihm selbst, dem Bekrperzung, geföh  
damit auch kein Gefallen. Man gewöhnte sich an solchen  
Abenden aneinander, wartete ordentlich schon, bis die Lampe  
endlich brannte, und nachher setzte einem das liebe, obere  
Gesicht, in dem die guten blauen Augen so verträumtvoll  
aufleuchteten. — — —

„Ja, nämlich also, Herr Baron, Stalldung ist natürlich  
für den Boden allemal das Bestmögliche. Das ist gewisser-  
maßen ein Kreislauf, auf dem die Natur selbst dem Boden,  
was sie ihm genommen hat, wieder zubringt. Aber vierzig  
Rühe und vierundzwanzig Stunden Morgen, das ist ein Miß-  
verhältnis, das langt nicht. Also bedingt man damit, um  
die weite Frühen zu sparen, was so um den Hof runter,  
für die Außenstöße aber muß man künstlichen Dingen  
kaufen. Ich war als junger Landwirt sehr dagegen, denn  
man sucht zuerst darüber. Eine Preise ganzen Pulver auf  
den Aker, und da soll nachher Roggen wachsen! Aber es hat

ihm seine Nichtigkeit, man muß nur das richtige Pulver  
treffen. Der Boden ist nämlich verschieden, der eine ver-  
langt dies und der andere das. Mitten durch den Roggen-  
schlag vom Bruch raus nach den Bünnengraben zum Bei-  
spiel geht ein Strich. Außerhalb steht der Aker ganz gleich-  
mäßig aus, aber östlich von dem Strich muß auf die junge  
Saat Raif getreut werden, und weißlich Superphosphat. Wesh-  
halb? Der Boden will es nicht anders, und der Mensch  
muß sich danach richten. Wie überhaupt eine geübliche Wirt-  
schaft nur möglich ist, wenn man dem Boden folgen lassen seine  
Mäden absteht. Man muß loszulassen ...

Draußen auf dem Hofe schienen die Hunde an, Unfas,  
der aus seiner Hütte geföhren war, und der Ferkler neben  
dem Federkalle.

(Fortsetzung folgt.)

Der schwarze Hans.

Erzählung von Wolf von Rosenegg.  
(Nachdruck verboten.)

Kein Mensch hätte die beiden Buben des Holsberbauern  
von Kirchtal für Brüder gehalten, denn ein größerer Gegen-  
satz, innerlich sowohl wie äußerlich, ließ sich schwer denken.  
Sepp war ein blonder Riese, gutmütig und offenerherzig,  
als vielmehr darauf, seinem Nächsten eine Gefälligkeit tun zu  
können. Hans, von kleiner, schmachtiger aber sehr geistig,  
danklosartig mit unstemmlichem Blick, in dem ein hundert-  
des Blick brante, war verschlossen, schon und durchtrieben, und  
wachte stets und überall auf Kosten anderer sein Bestes zu er-  
reichen. Im Dorfe wurde er wegen der Farbe seines Haares  
und der dunklen Haut des Gesichtes kurz der schwarze Hans ge-  
nannt. Während sein Bruder keinen Feind in Kirchtal hatte,  
besah Hans keinen Freund. Er verkehrte wohl mit den Dorf-  
bürgern, verübte Streiche mit ihnen, aber keiner traute ihm  
so recht.

Da Kirchtal in der Nähe der Grenze lag, war im Dorfe  
besonders unter der Jungmannschaft ein lebhafter Schmuggel  
im Gang. Dabei nun überließ man sich gerne der Leitung des  
schwarzen Hans, denn keiner kannte so wie er alle Schleich-  
und heimlichen Wege, die mannigfachen Schlupfwinkel und es  
war noch nicht vorgekommen, daß ein Zug unter Hansens Füh-  
rung von den Grenzwachtern erwischt wurde. Den schlichsten  
Dörfern war der Wurfge fast ein wenig unheimlich, es schien,  
als sei er mit dem Bösen im Bunde. So glückte ihm  
alles, was er angriff.

Sepp war kein begeisterter Schmuggler und nur um den  
spöttischen Neben seiner Kameraden und vor allem seines Bruders  
zu entgehen und zu zeigen, daß es ihm an Mut nicht  
fehle, nahm er dann und wann an einem Nachzug über die  
Grenze teil.

Erzgen konnte er für drei, aber sonst hing er die Sache  
möglichst ungeschickt an, so daß ihn sein Bruder schon mehr als  
einmal im letzten Augenblicke von dem Erwischtwerden retten  
mußte. Die Zollhäuser waren scharf geworden, denn die  
Kuchstaler trieben es arg und wurden, da sie rein gefest schie-  
nen auch noch übermäßig. Spöttliche, die Grenzger höhrende  
Gesänge gingen von Mund zu Mund und wurden bald  
hörtlich in allen Wirtshäusern geungen.

Da alles aber änderte sich mit dem Augenblicke, da der  
schwarze Hans zum Militär einziehen mußte. Von diesem  
Tage an schien er mit dem Glück der Schmuggler er aus  
zu sein, denn kurz darauf wurde eine ganze Bande erwischt,  
als sie gerade mit gefüllten Säcken die Grenze passieren wollte.  
Recht dem Verlaufe der Rautendör hatten die Schmuggler,  
alles Wurfchen aus Kirchtal, und zwar aus den besten  
Häusern, ganz beträchtliche Geld- und Freiheitsstrafen zu  
tragen und dieser Umstand verübte allenfalls die fast  
abergläubische Meinung, die man vom schwarzen Hans  
hegte. In den zwei Jahren, in denen er diente, wurde daher  
nicht mehr viel geschwärzt, die eine Lektion hatte nachhaltend  
gewirkt.

Nun aber war der Hans wieder im Land und schon waren  
unter seiner Führung einige neuezüge tatlos gestickt. Die  
Grenzbeamten waren teils durch die Ruhe der letzten Jahre  
in Sicherheit gewiegt, teils aber hatten die Kirchtalverübten  
mit Hans in ihrer Mitte wieder neuen Mut gefest.

Sepp ging nun nicht mehr oft mit, denn er hatte Befesseres  
zu tun. Seit dem letzten Föhsgang nämlich ging er zur Annemarie,  
der schmiden Tochter des Wellnerbauern zur Stubel.  
Sepps Glück war in aller Wandel, denn er hatte, wie man all-  
gemein wußte, Gnade gefunden vor den Augen der schönen  
Annemarie und war auch von deren Eltern, besonders vom

Wellnerbauern freimüthig aufgenommen worden und der war  
der reichste Mann im Kreis.  
Kurz nachdem Hans wieder angeht, nahm ihn sein  
Bruder eines Abends mit, um ihn seiner Zukunftsigen vor  
zustellen.  
Wie staunte Hans, als er Annemarie wieder sah. Wie  
hatte sich dieses vordem so unscheinbare Pflänzlein in der kurzen  
Zeit von nur zwei Jahren zur prächtigen Knospe ent-  
wickelt.

Im Laufe dieses Abends, als Hans das Bild seines Bruders  
sah, regte sich alsobald in dem hinterstigen und miß-  
günstigen Burschen der helle Neid. Er gönnte Sepp die-  
selben nicht und am allerwenigsten das Geld ihres Vaters.  
Während er scharf und tolle Stidchen aus der Militär-  
zeit erzählte, hatte er schon den herrlichen Geföhls gefest,  
Sepp bei seiner Weibchen auszuheilen. Daß es ihm schwer  
würde, den läppischen Riesen, den Vätern, wie er ihn nannte,  
aus Annemariens Hergens zu verdrängen, fürchtete er nicht,  
denn er kannte sich mit den Wädchen aus und seinen  
Schmeicheleien und schönen Redensarten, von denen der ein-  
fache Sepp nichts wußte, war noch jede erlegen. Warum  
nicht der Goldglück vom Wellnerhof.

Von Stunde an begann der schwarze Hans sein gewagtes  
und verräterisches Spiel. Er umschmeichelte das Wädchen,  
berückte sich ins beste Licht zu stellen und seinen Bruder bei  
jeder Gelegenheit in zwar scharfster, aber auffallender Weise  
lächerlich zu machen. Trotzdem hatte er nicht den geringsten  
Erfolg, denn Annemarie war feiner, als er glaubte, und wie es  
sahen, in den Vätern sogar verließ.

Hans kam zum Nachdenken. Ein böses Rädeln kuckte  
hörtlich um seine Lippen. Das einzige Mittel war, Sepp auf  
einige Zeit zu entfernen, ihn ungeschicklich zu machen.  
Das ging am besten, wenn er den unbedenklichen Vätern beim  
nächsten Schmuggelgang insgeheim den Grenzger in die Hände  
spielte. Dann würde er für längere Zeit verurteilt sein,  
vielleicht gar — wenn er auf die Anweisung nicht still hielt,  
durften die Grenzger schießen und so eine zufällige Kugel  
sah oft ihren Weg. Das wäre die radikalste Lösung und  
das Rädeln des grandvorderbunden Burschen wurde ein wahr-  
haft teuflisches. Keiner der schlichten Dörfer achtete hinter  
den unsteinen Wäden des schwarzen Hans den tiefsten An-  
grund verwerflicher Leidenhaftigen und schließlicher Gesin-  
nung. War er auch nicht beliebt, hätte doch niemand den  
Schurken in ihm vermocht.

Gelegenheit, seinen Plan auszuführen, gab es nur zu  
bald. Der verübte Sepp brauchte jetzt viel Geld, um seiner  
Angewandten dies und das, woran ein junges Wädchen Freude  
hat, zu schenken und am schnellsten war das Geld beim  
Schmuggeln verdient.

So wurde am Sonntag die Dienstaucht unter den  
Eingeweihten wieder ein größerer Zug verabredet, da die  
Burschen gerade auch verschiedene gute Abnehmer für einen  
größeren Posten billiger Waren wußten. Darauf nun bante  
der schwarze Hans seinen Plan. An diesem Abend wollte er  
ein plötzliches Unwohlsein vorschüßend nicht mitgehen und  
noch am Sonntagabend gab er eine mit verstellter Schrift  
geschriebene anonyme Karte an die Grenzbeamten auf, in der  
diese darauf aufmerksam gemacht wurden, daß sie am 12.  
in der Nacht beim großen Weichellen im Redenwold einen  
guten Gang machen könnten. Dort war nämlich einer der  
verschlingenden Schließwägen der Kirchtaler, den die Grenz-  
ger noch nicht erwidert hatten.

Am Montag aber, so rechnete der schwarze Hans, war  
es im Redenwold noch flüßig und diese Nacht wollte er zu  
einem Schmuggelgang benötigen, denn auch er brauchte Geld,  
da es bald galt, mit allen denkbaren Mitteln den Sturm  
auf Annemariens Herz zu hegen.

Nach Herabend verließ er unter dem Vorwand, einen  
Kollegen aus der Militärzeit im Nachbardorf zu besuchen, das  
Vaterhaus, Sepp aber ging nach Dunkelwerden zum Wellner-  
hof zur Stubel, da er am kommenden Abend hierzu seine  
Zeit finden würde.  
Es war eine Vollmondnacht, doch nicht sehr hell, da leuchtete  
Gewölk am Himmel zog und den Mond wie mit einem durch-  
sichtigen Schleier bedeckte. Kurz nach neun Uhr wurde es für  
kurze Zeit im Redenwold lebendig in der Nähe des Weich-  
sellens, wie der Volksmund den mächtigen Kalksteinfels  
nannte. Es raselte in den Wägen, dürrte Zweige knachten  
und halblaut geföhrtete Rufe wurden hörbar. Aus dem  
Unterholz des Waldes bligte ein zweimal hell auf und dann  
wurde es wieder still. Gerade als ob nächster Spul hier  
sein Weien getrieben hätte. Eine Stunde mochte vergangen  
sein, da wurden leise vorstichtige Schritte hörbar, der sich  
dem Weichellen näherten. Im gleichen Augenblicke erscholl

